

„Ich habe ja noch Glück gehabt“

Als Banklady zu sechseinhalb Jahren verurteilt, fünf Jahre in Aichach, mit 46 Jahren der erste Film: Margit Czenkis „Komplizinnen“ hat am 3. Mai im Metropolis Premiere. Klar, das eigene Leben gab die Vorlage für dieses überaus erstaunliche Filmdebüt

von Dietrich Kuhlbrodt

Margit Czenki stand vor dem Kino und strahlte genau das aus, was Mut macht. Mit 46 den ersten Film und dann gleich einen großen, eigenen, besonderen - ohne Rücksicht auf das, was angesagt ist. Ich war ganz erfüllt von den „Komplizinnen“: so intensiv hatte ich im Film den Knast noch nie erlebt, und gleichzeitig hatte ich das Gefühl, ein Werk gesehen zu haben, das für den deutschen Film wieder hoffen läßt, etwas Exemplarisches, ein Meisterwerk oder so, mindestens. Aber sie Meisterin zu nennen, schien mir denn doch zu blöd - an was für Regeln sollte man die „Komplizinnen“ denn messen; es ging ja gerade um Regelverstöße, um das „trotzdem leben“. „Großen Glückwunsch“, sagte ich ihr deshalb und versuchte rauszukriegen, wie sie das gemacht hat, den Leuten, die in der Vollzugsanstalt einsitzen, Mut zu machen — und denen, die den Film sehen „und jederzeit selbst reinkommen können“, wie sie ergänzte.

Klar, sie spricht von sich; als Banklady war sie zu sechseinhalb Jahren verurteilt worden; fünf Jahre hatte sie in Aichach abgesessen - „eben nicht abgesessen“. unterbrach sie mich, und sie wiederholt den Satz der Film-Barbara (Pola Kinski): Das ist meine Zeit. die will ich nicht absitzen, die will ich le-ben.“ Pola Kinski sieht ein bißchen so aus wie Margit Czenki, als sie politisch aktiv war und für die Logistik der Stadt-Guerilla sorgte.

Der Film konzentriert sich auf das Überleben im Gefängnis, das heißt auf den Umgang unter den Gefangenen einerseits und mit den Beamtinnen andererseits, nämlich auch mit Claudia Richarz und Helga Bähr. Barbara, in Einzelhaft, nimmt die Zelle wahr, das Guck-loch, die Taube im Betonraster hinter dem Fenster. Zwei Jahre isoliert. Sie registriert Einzelheiten, eine Hand, die einen Napf reinschiebt; einen Feudel, der unter der Tür-ritze durchkommt; eine Stimme auf dem Gang. Niemals ist es das Ganze, das sich ihr erschließt. Aus ersten Blickkontakten werden Freundschaften, beargwöhnt von den Beamtinnen. Ein kleines Geschenk, ein Strauß, normal für die draußen, wird zum perversen Akt für das Vollzugspersonal drinnen.

Barbara späht die Lücken im Anstaltsreglement aus, Gelegenheiten werden wahrge-nommen, sie verbündet sich mit Irmi (There-se Affolter), der Kindsmörderin, und mit Micha (Gerlinde Eger), der Drogenfrau. Im letzten Jahr, in der Kerzengießerei, singen die Gefangenen ein Heinrich-Heine-Volkslied, eingestimmt von Marianne Rosenberg, und sie nutzen phantasievoll und listig die Gelegenheiten für gemeinsame Aktionen. In der Gefängniskirche kursiert eine. Unterschriftenliste, die den Petitionsausschuß erreichen soll. Ein Hungerstreik erzwingt die Weitergabe des Papiers. Wenn wir uns alle gut verstehen, drehen die durch“, sagt Bar-bara. „Lieber kaputte Nieren als ein kaputtes Rückgrat.*

Es wird möglich, so reduziert und versteckt auch immer, die eigene Lebenslust im Knast wiederzuentdecken. „Würden Sie so etwas wieder machen?“ wird die Bankräube-rin gefragt, als der Ausschuß prüft, ob die Reststrafe zur Bewährung ausgesetzt werden kann. Das kommt drauf an, momentan nicht“. sagt Barbara. Sie wird trotzdem vorzeitig entlassen - nach fünf Jahren. Erzählt wird der Film von Kamera (Hille Sagel) und Ton (Wolfgang Schukrafft), beides aus der Perspektive der einsitzenden Komplizinnen, und das ist so gut gelungen, daß der Knastfilm gleichzeitig einzigartiges Kunstwerk ist. Subjektiv kippt und kreist die Kamera in der Zelle, dem Einzelhäftling ist

der Boden unter den Füßen weggezogen, mühsam orientiert der Blick sich neu, was ist in der Anstalt oben, was unten? Suggestiv wird man in das Gefühl der Ohnmacht und in die Anstrengung der Neuorientierung hin-eingezogen. Nur draußen auf dem Hof und in den Erinnerungsbildern liefern Vertikalen und Horizontalen das gewohnte Bild. Die Toncollagen intensivieren Geräusche, das Gurren einer Taube, das Knistern und Knastern der Kakerlaken, das Umdrehen eines Schlüssels.

Erst gegen Ende des Films drängen Totalen die vielen kurzen Naheinstellungen zurück, die Details weichen der Über-sicht, die die Komplizinnen, solidarisch, gewonnen haben.

So schlimm und empörend die Einzelheiten auch sind, „Komplizinnen“ ist kein Knastfilm, der Angst macht. Die Perspektive von drinnen verhindert den Blick auf die da drinnen, die sonst nur ausgestellt wären, um Mitleid zu ergattern. Die Kamera vermeidet jedes voyeuristische Gehabe, lieber läßt sie das Gesicht der Therese Affolter im Dunkel, wenn die von ihrem Kind erzählt. Kamera (und Ton) identifizieren sich mit dem, was die Frauen wahrnehmen und was sie dazu bringt, aktiv zu werden und die Handlung zu übernehmen. Der Film ist hilfreich, selbst Komplize seiner Frauen, allen Widrigkeiten zum Trotz tröstlich und zuversichtlich.

Margit Czenki sagt mir - wieder draußen vor dem Metropolis —, sie habe damals allen in Aichach, besonders ihren Freundinnen, die im Film Irmi und Micha heißen, versprochen, eben diese Erfahrung an alle, die (noch) draußen sind, weiterzugeben.

„Ich habe ja noch Glück gehabt“*, sagt sie strahlend, „nur fünf Jahre: einer der letzten konservativ-liberalen Richter. Kurz danach gab es die Verurteilungen wegen krimineller Vereinigung.“ Ihr Mittäter, Rolf Heisler, hatte acht Jahre bekommen, sie schreibt ihm noch heute. Die Frage, wo die 70 000 Mark geblieben sind, läßt sie offen. Und sie läßt es in der Tat darauf ankommen, ob sie es noch einmal machen würde. Jedenfalls nicht aus dogmatischen Gründen oder wenn es von der RAF befohlen wird. Ja, es ist authentisch und autobiographisch, wie es Barbara im Film gesagt hat. Margit Czenki hält nichts von diesen Aussteigertypen, die sich auf Kosten anderer Hoffnung machen. „Die ehrliche Antwort wird auch respektiert“, das ist ihre Erfahrung. Sie hält wenig von den Knastgruppen, die nur sagen wollen, wie schlimm alles ist.

Nach der Entlassung aus der Strafhaft, 1976, lebte Margit Czenki einige Jahre in München in einer Wohngemeinschaft, zu der auch Marianne Enzensberger gehörte. In dieser Zeit gewann sie erste Filmerfahrungen als Regieassistentin, unter anderem bei Margarethe von Trotta und Christel Buschmann. Die Trotta ließ sich durch ihre Lebensgeschichte zum „Zweiten Erwachen der Christa Klages“ anregen. Als Assistentin von Christel Buschmann kam sie nach Hamburg, in die Bernhard-Nocht-Straße 51, dem Drehort von „Gibbi West Germany“. Das Haus, damals noch ohne Strom und Wasser, liegt gegenüber den heute sogenannten Hafenstraßenhäusern. Margit Czenki zog bald nach den Dreharbeiten ins Gibbi-Haus ein. Ihr Sohn Carol gehört inzwischen als Ted zu den Goldenen Zitronen, und so hat sie mehr als genug Gelegenheit, ihre Komplizinnen-Erfahrung an die unmittelbare Nachbarschaft weiterzugeben. Gleich morgen aber geht die Filmarbeit weiter. Sie assistiert Claudia Schröder für den „Salon im All“ Und im Filmhaus baut sie das Frauenfilmarchiv auf.

Das Filmhaus war es auch, das ihr für die „Komplizinnen“ den Drehort Justizvollzugsanstalt Vierlande verschafft hat. Ein Reformknast. Die Erlaubnis wurde in zwei Tagen erwirkt. In höchster Not. Denn eigentlich sollte in der JVA Neumünster gedreht werden; die Verträge waren längst abgeschlossen, da widerrief das Justizministerium Kiel seine Genehmigung — einen Tag vor Drehbeginn; was normalerweise den Film zu Fall gebracht hätte. Es war ein Sabotageversuch mehr gewesen. Margit Czenki erzählt, wie ihr erstes Drehbuch verschwunden war, nachdem ein Anstaltsleiter das Zimmer verlassen hatte. Sie hatte keine Kopien gehabt.

Oder wie beim ersten Produktionsversuch eine Hamburger Filmproduktion mit Blick auf Zimmermanns Bundesfilmpolitik die Förderungsgelder verfallen ließ. In der Reform-JVA Vierlande ließ man Margit Czenki gewähren. Sie fand dort den Zellentyp wieder, der als Glocke bekannt ist.

Ein leerer Raum, eine Betonpritsche, ein Guckloch oben, ein Loch unten, die Spüle ist nur von außen zu bedienen, in die Pritsche sind Schlitzlöcher eingesägt für Fuß-, Bauch-, Armfesseln. „Wir haben hier ein halbes Jahr einen jungen Mann gehabt, der war wie ein Tier“, erläuterte ihr der Sicherheitsbeamte. Im Film erkennt man den Bautyp wieder.

Margit Czenki hat darin eigene Erfahrungen gemacht. Noch heute hat sie Narben von den Metallfesseln in Aichach.

Gedreht wurde auch im Nebentrakt auf dem Gelände des KZ Neuengamme, heute der halboffene Vollzug. Zum ersten Mal betrat Marianne Rosenberg, deren Vater in Auschwitz gequält wurde, diesen immer noch genutzten Boden. Okay, die Komplizinnen von heute leben, weil sie sich nicht anpassen. Aber was ist mit Ulla Penselin, der Kämpferin gegen die Gentechnologie? Während der Film gezeigt wird, sitzt sie in der Untersuchungshaftanstalt Hamburg. Findet sie dort Komplizinnen? Ihren Film könnten wir, wenn wir Margit Czenkis Daten nachrechnen, frühestens im Jahr 2000 sehen.